

scheint eine solche Quellenlage allerdings in Hinblick auf die Interaktion zwischen der Repräsentation des „Volkskörpers“ und der Behandlungspraxis an der Front oder im Hinterland, die in der Darstellung an vielen Stellen eine sinnvolle Ergänzung gebildet hätte. Zudem ergibt sich durch die Beschränkung auf die publizierten Quellen eine Verzerrung in der vergleichenden Perspektive zwischen Deutschland und Frankreich. Die persönlichen Netzwerke der Militärärzte, die vor allem vor dem Krieg in breitem wissenschaftlichen Austausch miteinander standen, geraten so teilweise aus dem Blick.

Zum Ende der Arbeit fragt sich der Leser, welches nun der „Volkskörper“ ist, den Michl eigentlich im Blick hat. Ist es der statistisch-demografische? Ist es der über sozialhygienische und stark geschlechtskonnotierte Diskurse hoch aufgeladene? Oder ist es der verändert aus dem Krieg hervorgehende, nervös-emotionale, dem die positiven ergonomisch-physiologischen Vorkriegsbeschreibungen sukzessive abhanden gekommen sind? Michl führt die Leser durch eine Phase der langsamen Erosion des „Volkskörpers“, der 1918 nicht mehr derselbe ist wie 1914. Auch wenn an einigen Stellen eine bessere soziale Einbettung, eine breitere historische Kontextualisierung und eine schärfere Beschreibung der chronologischen Abläufe und Brüche sinnvoll gewesen wäre, so kommt der Arbeit doch das Verdienst zu, die Wirkung des Krieges nicht mehr nur in seiner Bedeutung als neuen Erfahrungsort medizinischer Forschung, sondern auch als paradigmatischen Bruch im medizinischen Erkenntnisinteresse in Bezug auf Fragen der „nationalen Gesundheit“ zu verorten.

Martin Aust (Hrsg.): Vom Gegner lernen. Feindschaften und Kulturtransfers im Europa des 19. und 20. Jahrhunderts, Frankfurt am Main: Campus 2007, 359 S.

Rezensiert von
Michel Espagne, Paris

Seit längerer Zeit hatte man schon beobachtet, dass ein Kultransfer nicht nur auf freundschaftlichen Beziehungen beruht, sondern durchaus auch politische Spannungen ausnutzen kann. Vom Gegner, ja vom Feind kann man lernen und entscheidende Impulse bekommen. Die 15 Beiträge des Bandes bemühen sich, dieser Hypothese nachzugehen, indem sie sich mit Momenten der deutsch-französischen oder russisch-deutschen oder östlich-westlichen Geschichte seit der Mitte des 19. Jhs. auseinandersetzen. Die Herausgeber Martin Aust und Daniel Schönplugh vertreten in der Einleitung den Standpunkt, dass Lernvorgänge auch Formen bewusster Nichtimitation sein dürfen. Obwohl die französisch-russischen Beziehungen in der ersten Hälfte des 19. Jhs. auf eine gegenseitige Abgrenzung hinauslaufen, tut sich sogar mit dem Empire-Stil ein weites Feld russischer Frankreich-Rezeption auf. Schon Katharina II. hatte übrigens die Gründung einer „nouvelle France“ in Rußland erwogen (Denis Sdvizkov). Die preußische Heeresreform unter Scharnhorst war von vornherein darauf eingestellt, das Erfolgsmodell der französischen Truppen zu übernehmen (Michael Sikora), und die gegen-

seitige Beobachtung im Laufe des 19. Jhs., die bis zur systematischen Kenntnisnahme der jeweiligen Publikationen ging, ermöglichte einen militärischen Kulturtransfer (Jakob Vogel).

Auch wenn die polnisch-deutschen Beziehungen in der Provinz Posen auf Exklusionsmechanismen hinausgehen, profitierte die polnische Nationalpolitik von einzelnen Aspekten der preußischen Innenpolitik und akzeptierte das Vorgehen der Gegenseite als Vorbild. Schon dass die neue Posener Bibliothek sich auf polnische Nutzer einstellte, zeugt von dieser aufrechterhaltenen Kommunikation, die der polnischen Nation auch zur Selbstbehauptung verhalf (Christoph Schütte).

Auch wenn die eurasische Bewegung unter exilierten Russen die Nähe der russischen Kultur zu Asien betonte, üernahm sie weitgehend die politische Kultur Westeuropas (Marlène Laruelle). Die Sowietunion behauptete, in den 1920er und 1930er Jahren ein soziales und politisches System aufzubauen, das sich vom amerikanischen Modell radikal getrennt hätte. Der Wunsch, den Konkurrenten einzuholen, ohne ihn zu überholen, bewog sie jedoch, denselben Kult des technischen Fortschritts zu pflegen und eine spezifische Form des Taylorismus zu bereiten.

Sogar zu Kriegszeiten ergibt sich die Möglichkeit, technische Fertigkeiten sowie organisatorische Prinzipien oder Methoden der Planung zu importieren, wie es im Zweiten Weltkrieg zwischen Deutschland und Frankreich geschah. Dann hätten die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Speer und Bichelonne mehr als einen anekdotischen Charakter. (Olivier Dard, Dieter Gosewinkel). Zwischen dem amerikanischen „new deal“ und dem „Reichs-

arbeitsdienst“ hat man Parallelen erkannt, die hinreichend nachweisen, dass die Autonomie der Nationalgeschichte eine reine Fiktion gewesen ist (Kiran Klaus Patel).

Der Kalte Krieg kann als eine Reihe politischer Inszenierungen – wie etwa der Besuch Kennedys in Berlin – analysiert werden, die aufeinander abgestimmt sind und deren Konkurrenz eine Selbstlegitimation zum Ziel nimmt (Andreas W. Daum). Wenn man das komplexe Spiel von Ost- und Westfernsehen beobachtet, kann man feststellen, dass die DDR-Bürger nicht unbedingt aus mangelnder Loyalität die Westprogramme sahen, und dass andererseits die Ostprogramme durch Imitation den Konsum der westlichen Industriekultur eindämmen wollten (Hanno Hochmuth). Obwohl die staatliche Kontrolle das Lernen von der westlichen Wissenschaft, der bundesdeutschen wie der amerikanischen, eindeutig erschwerten, muß man feststellen, dass der Austausch nie nachgelassen hat, wie das Beispiel der Institutionalisierung der Krebsforschung in der DDR auch zeigt (Jens Niederhut). Umgekehrt haben die Anwendungen von Sympathie für den zweiten deutschen Staat in Großbritannien niemals zu Versuchen geführt, seine politische Substanz oder seine Errungenschaften zum Vorbild zu nehmen (Arnd Bauerkämper).

In einer theoretischen Bilanz bemüht sich Johannes Paulmann, den Ertrag der Beiträge für die Kulturtransferforschung näher zu bestimmen. Er zeigt im einzelnen, warum die Transferforschung als Terminus die alte Verflechtungsgeschichte glücklich ablöst, fragt sich inwieweit die Transferleistungen trotz Spannungen bewußt gewesen sind, und zweifelt, ob die Feindschaft nicht mehr Transfermechanismen unter-

bunden als begünstigt hat. Dass wir es mit einem nützlichen Baustein der Transfertheorie zu tun haben, steht jedenfalls außer Zweifel.

Thomas Kroll: Kommunistische Intellektuelle in Westeuropa. Frankreich, Österreich, Italien und Großbritannien im Vergleich (1945–1956) (= Industrielle Welt, Bd. 7), Köln: Böhlau Verlag 2007, 775 S.

Rezensiert von
Anne Kwaschik, Berlin

Viel ist über die Anziehungskraft des Kommunismus auf die Intellektuellen bereits geschrieben worden – selten aber auf der Suche nach einer Systematik und im Ausgang von umfangreichen Quellenstudien. Vielmehr hat die Rede von der „Illusion des Kommunismus“ den differenzierenden Blick auf die Akteure verstellt, die nach Erscheinen des Schwarzbuchs des Kommunismus zu Statisten des stalinistischen Terrors degradiert schienen. Thomas Krolls vergleichende Studie zum Engagement der westeuropäischen Intellektuellen für den Kommunismus im Jahrzehnt vom Ende des Zweiten Weltkriegs bis zur Ungarnkrise ist nun der Versuch, die politischen Parameter und Erzählmuster des Kalten Krieges in der Zeitgeschichte durch entschlossene Historisierung zu überwinden. Um diesem Anspruch gerecht zu werden, stützt die Giessener Habilitationsschrift sich auf die Methode des internationalen Vergleichs. Mögliche Einsprüche der An-

hänger von Transfermodellen werden in der Einleitung mit dem Hinweis auf das außerordentlich geringe Maß an gegenseitiger Beeinflussung der Intellektuellengruppen für diesen Zeitraum abgewiesen. (S. 8).

In vier Großkapiteln wird das kommunistische Engagement der Intellektuellen Frankreichs, Österreichs, Italiens und Großbritanniens auf Unterschiede und Gemeinsamkeiten hin untersucht. Genutzt werden prosopographische Methoden. Kroll konstituiert aus den Autoren der führenden kommunistischen Zeitschriften die zu untersuchenden Intellektuellengruppen und wertet insgesamt 608 Biographien aus. Er verzichtet auf eine Definition des Intellektuellen sowie auf ontologisierende Vorabbestimmungen. Seine Studie versteht sich auch als Beitrag zur Intellektuellengeschichte, die divergierende Rollenverständnisse von Intellektuellen zu notieren und ihre Grundbegriffe durch europäische Perspektiven zu schärfen hat.

Gefragt wird nach den Erfahrungen, Zielen und Formen des Engagements. Zum Verständnis des Engagements entwickelt Kroll in Anlehnung an Paul Tillich ein glaubensgeschichtliches Konzept, das im Sinne der Weberschen Idealtypen einen „utopischen“ von einem „sakramentalen“ Typus unterscheidet: Während der utopische Glaube an den Kommunismus sich auf die Zukunft richte, beziehe sich die sakramentale Dimension des Glaubens auf etwas bereits Existierendes – im Kontext der Studie bedeutet dies nichts anderes als eine starke Orientierung an der Sowjetunion oder wie es in der Diktion des Arguments heißt, die Annahme der Sowjetunion als „Heilszentrum“. Im Gegensatz zum Konzept der „politischen Religion“ will